

# Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele.

תקדמי נפשי עז

Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang.

Cincinnati, O., den 30. Juli 1886.

Nummer 5.

## David's Klage um Jonathan.

Von D. Davidson.

O mein Jonathan, o mein Jonathan!  
Wie ist doch um Dich so betrübt mein Herz!  
Deines Volkes Zier auf der Ruhmesbahn,  
Weh! Du liegst durchbohrt von des Feindes  
Erz.

Klag' im Staube tief, Klag', o Israel!  
Sieh'! zur Erde sank Deines Hauptes Kron'.  
Wo glich je ein Held Deiner Heidenseele,  
Dir, mein Jonathan, edler Königssohn!

Nie entging der Feind Deinem Adelsblick,  
Nie verfehlt' Dein Pfeil Deines Bogens Ziel;  
Ha! wie schlugst Du stets den Feind zurück!  
Ha! wie kämpfst Du kühn im Schlachtgewühl!

Auf Sibbo's Hü'n trillst Du, ein. Held,  
Bis Du, Opfer, sanft, vom Tod umfah'n —  
Nie hat Frauenlieb' mir die Brust geschwellt  
So wie Deine Lieb', hehrer Jonathan!

Fluch Dir, Gilboa, unglücksel'ger Ort!  
Stets durchglüh' Dich heiße Sonnengluth;  
Unbenetzt von Thau schmachtet ewig fort,  
Denn Du trankst mit Bier meines Freundes  
Blut.

Thänenreiche Du, edle Sulamith!  
Deine Harfe tönt tiefe Seelenpein;  
Und es ruft Dein bebend Klagehieb:  
„Sag', wo weilest Du? Komm', Geliebter  
mein!“

Dein Geliebtester nimmer kehrt zurück,  
Der Dich oft geschnücket mit des Purpurs  
Glanz;  
Nimmer wieder strahlt Dir sein Sonnenblick,  
Der Dich einst gekrönt mit des Ruhmes Kranz.

Finstre Todesnacht deckt auf fernen Au'n  
Deinen Jonathan, seine Gelbenschhaar;  
Und ob unsres Leids mitternächtlich Graun  
Triumphirt und jauchzt höh'nend der Barbar.

Jauchzet nicht zu früh, Ihr Philisterreih'n,  
Da Ihr sieggekrönt in die Heimath kehrt!  
Wie mein Schmerz so groß soll die Rache sein,  
Wenn zermalmend Euch trifft mein Rache-  
schwert.

Ha, schon glüht mein Herz, feurig wallt mein  
Blut,

Will Jonathan's Geist seinen Tapfern nah'n?  
Auf denn! auf, mein Volk! auf mit Todes-  
muth!

Auf! Du siegst, Du rächst Deinen Jonathan!

## Ein deutscher

## Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel“.

(Fortsetzung.)

Oppenheim erzählte rasch, wie er ge-  
warnt worden und wie er, um den Herzog  
zu schützen und gleichzeitig die Mörder zu  
entdecken, sich selbst exponiren wollte und  
den Polizeichef beauftragte, die nöthigen  
Maßregeln zur Verhaftung der Verbrecher  
bei frischer That zu ergreifen. „Ich ging“,  
fuhr der Minister ruhig fort, „die paar  
Stufen, die in die Vestibule hinabführen,  
zu meinem Wagen hinunter, . . . ich  
ging langsam, aber unter der Schaar der  
Neugierigen, die sich um den Wagen  
drängten — ich hatte ausdrücklich ver-  
boten, die Leute zurückzuweisen, — schien mir  
nicht ein einziges Gesicht einem Menschen  
anzugehören, der im Begriffe steht, einen  
Mord zu begehen. Ich steige, mich vor-  
sichtig, aber nicht auffallend umsehend,  
ein, mein Leibdiener schlägt die Wagen-  
thüre zu, und ich fahre unbehelligt durch  
den Vorraum des Theaters auf die freie  
Straße. Da erst gewahre ich an dem  
Eindringen eines kalten Luftstromes, daß  
das Fenster niedergelassen sein muß, ich  
will es schließen, in dem Augenblick fällt  
ein Schuß, der meine auf dem offenen  
Wagenfenster ruhende Hand trifft. Mein  
Kutscher hält stille, und aus dem Wagen  
sehend, bemerkte ich, daß ein Mann den  
Mordmörder, der mir an einer Stra-  
ßenecke aufgelauret hatte, mit gewaltiger  
Hand gefaßt hält; — dieser will sich von  
ihm losreißen, heißt ihn in die Hand. . .  
vergebens, er hält ihn mit gewaltiger  
Kraft, meine Diener springen rasch ab,  
mit Blitzesschnelligkeit ist unser wackerer  
Polizeichef Altenbusch mit einer Patrouille  
bei der Hand. — Altenbusch's Stadthusa-  
ren kannten den Burschen, er ist ein Mil-  
tenberg'scher Diener. . . ich war glücklich,  
als ich es erfuhr; in keinem Falle hat das  
Attentat eine weitere Bedeutung, — wie ich  
schon gesagt habe, es ist nur Privatrage!  
. . . Sie haben den Menschen doch so  
fort festgenommen, bevor er sich mit  
irgend Jemanden verständigen konnte?“  
wandte sich der Minister an Altenbusch.  
„Zu Befehl!“ erwiderte der Polizei-  
chef. „Ich mußte ihn vor der Volksjustiz  
schützen. Es hatten sich trotz der späten

Nachdruck verboten und Uebersetzungsrecht vorbehalten.)  
Nachtstunde rasch viele Menschen ange-  
sammelt, und seiner Excellenz, dem Herrn  
Minister wurde, als Hochderfelbe sich noch  
des Mannes annahm, um ihn vor der  
Volksmuth zu schützen, ein „Hoch“ aus-  
gebracht.“ Die letzten Worte richtete Al-  
tenbusch an den Herzog. „Aber meine  
Leute haben noch einen zweiten mit ei-  
ner Pistole Bewaffneten verhaftet“, fuhr  
er dann in seinem Berichte fort. . . .  
„Excellenz, ich habe auch den jungen Men-  
schen, der den Mörder festhielt, festneh-  
men lassen“, fügte Altenbusch verlegen  
hinzu.

„Weshalb, Sie komischer Mann?“  
frug der Minister lächelnd.

„Excellenz, er wollte sich Ihrem Danke  
zu ungestüm entziehen; — wir Polizei-  
beamten wittern in jeder Abnormität et-  
was Ungehöriges. . .“

Der Minister dachte einen Moment  
nach. „Sie haben recht gethan“, lachte er  
dann, „eine Nacht unter Schloß und Nie-  
gel wird dem harten Eisenkopf nicht scha-  
den. . . freilich ist's ein eigenthümlicher  
Beweis meiner Dankbarkeit, aber auch  
dieser wird nicht ausbleiben. Dem ersten  
Verhöre der Verbrecher werde ich antwoh-  
nen, das heißt, die Richter haben die Un-  
tersuchung zu leiten, wie es das Gesetz  
vorschreibt, — nicht ich — ich will bloß an-  
wesend sein. — Den Andern, der mir das  
Leben rettete, bringen Sie morgen  
um 8 Uhr früh zu mir. Ich kenne ihn,  
er ist ein Jude und heißt Benjamin Ba-  
charach. Er wollte, wie ich es im raschen  
Fluge zu beurtheilen vermochte, dem Mör-  
der, dem geübten Schützen das Pistol aus  
der Hand schlagen, der Schuß ging daher  
etwas seitwärts, wäre das nicht gesche-  
hen, ich wäre jetzt ein tochter Mann. Na-  
türlich Sie müssen ihm für die kurze Zeit  
seiner Gefangenschaft ein gutes Zimmer,  
ein gutes Bett, ein gutes Frühstück ver-  
sorgen.

„Wenn er Ihr Leben gerettet hat, Op-  
penheim“, sprach der Herzog, dem Mini-  
ster warm die Hand drückend, „so ist es  
meine Pflicht, ihn fürstlich zu beloh-  
nen.“

„Er hat unbescheidene, vorläufig schwer  
erfüllbare Wünsche“, meinte der Minister,  
mit einem halben Lächeln.

„Ihnen, Oppenheim, für Ihre selbst-  
lose Aufopferung zu danken, bin ich, bei  
Gott, zu schwach — ich kann nichts thun,  
als Ihnen versichern, daß ich glücklich  
wäre, mein Leben für Ihres opfern zu  
können.“ Der Herzog war tief gerührt.  
Es trat eine tiefe Stille ein, eine solche

Sprache eines Fürsten klang in jener Zeit  
wunderbar. Die Herzogin trat nun auch  
an den Minister heran und stattete ihre  
Glückwünsche und ihren Dank mit thrä-  
nenerstlickter Stimme ab. Ihr folgten  
alle Anwesenden. — Oppenheim stand in  
Gedanken tief versunken, Alles das ging  
wie ein Traum an ihm vorüber. . . . end-  
lich streichelte er das Seidenhaar seiner  
Tochter, die noch immer ihr Haupt an  
seine Brust gelehnt hielt, und sprach wie  
selbstvergessen: „Du süßes, theures  
Kind!“ . . . Dann zuckte er auf, er sam-  
melte seine Gedanken, sein reicher Geist  
rekapitulirte nochmals. Alles, was im  
Fluge traumartig an ihm vorübergezogen  
war, — dann fand er wieder seine volle  
Fassung, seine gewohnte würdige Hal-  
tung.

„Mein Herr und Fürst! ich habe nur  
meine Pflicht erfüllt; — und das ist Ih-  
nen gegenüber leicht und ehrenvoll.“

„Aber schmerzt Sie denn Ihre Wunde  
nicht?“ frug die Herzogin. „Sie sollten  
regelrecht verbunden werden.“

„Ich habe an die Wunde gar nicht ge-  
dacht; es ist nur ein Streifschuß. Ich  
glaube fast, sie schmerzt ein wenig. Wenn  
Sie es gestatten, Durchlaucht, will ich  
mich denn doch nach Hause begeben und  
zu schlafen versuchen. Die Aufregung  
der letzten Tage und Stunden war . . .  
doch etwas stark.“

„Gehen Sie mit Gott! Oppenheim!“

Graf Segur trat jetzt an den Minister  
heran, „Excellenz“, sprach er, „Sie wußten,  
daß man Ihnen in dem nächsten Mo-  
mente nach dem Leben trachtet, daß Mör-  
der Ihnen auslauern. . . und konnten ru-  
hig einen Trinkspruch sprechen, lachen,  
scherzen! — Nicht ein Zug Ihres Gesichtes  
verrieth die Spur einer Gemüthsbeweg-  
ung. Excellenz, gestatten Sie mir, Ihnen  
meine Huldigung darzubringen, Ihnen  
meine Bewunderung auszudrücken. . .  
Sie sind der größte jetzt lebende Mensch!“

Graf Segur hatte diese Worte leise zu  
Oppenheim gesprochen. Er wandte sich  
jetzt auch an den Herzog. „Durchlaucht“,  
sprach er, „Sie sind ein Fürst, der die sel-  
tensten Glücksgaben vereinigt. Sie sind  
der größte Held, Ihre er-  
lauchte Gemahlin die schönste  
Frau, Ihr Land — das Auge Gottes,  
nennt es der Volksmund, das herr-  
lichste — Ihr Oppenheim der  
größte Minister! Gott erhalte  
Ihnen noch recht lange alle diese reichen  
Gaben. — Gott segne, Gott schütze, Gott  
erhalte Sie und sie!“



Der Herzog reichte dem Grafen dankbar die Hand.

„Sollen die Deliquenten nicht sofort verhört werden, bevor sie sich sammeln, und Finten und Ausflüchte ersinnen können?“ fragte Röder ganz dienstfertig.

„Lassen Sie gefälligst mich und die armen Burschen heute in Ruhe“, antwortete Oppenheim lachend, „ich wenigstens bin derselben sehr bedürftig.“

Nach Bemerkungen zum dritten Buch.

Henri Francois Segur — Ponchat et Fougereles, geb. 1689, gerieth in der That erst 1742, wo er als General-Lieutenant ein Corps von zehntausend Mann zur Unterstützung Carl VII. gegen Oesterreich führte, in österreichische Kriegsgefangenschaft. Er wurde nämlich mit seinen Truppen in Sing eingeschlossen und mußte capituliren. — Ich habe mir in Bezug auf die Zeit seiner Kriegsgefangenschaft einen kleinen Anachronismus gestattet.

Der Verfasser.

## Viertes Buch.

### Erstes Kapitel.

Am andern Morgen schon saß Minister Oppenheim wieder in seinem Cabinet. Er zeigte keine Spur von Aufregung. Die Wunde war unbedeutend, er konnte sich sogar der Hand bedienen. Vor ihm stand seine Tochter.

„Lieber, guter Vater! höre auf die Stimme Deines Kindes, auf die Wünsche des Großvaters, des Oheims und aller Jener, die es gut und aufrichtig mit Dir meinen. Wurf ihn weg, den falschen Glanz, er paßt nicht für Dich. Du bist wahrhaftig ein viel zu großer Mensch, um das zu sein, was diese Leute — ein bezaubernd verächtliches Lächeln umkränzte ihre kirchrothen Lippen — „einen großen Mann nennen. Sieh! Du hast Feinde, man haßt Dich und wollte Dich, den besten, edelsten Menschen tödten! Warum? Vielleicht weil Du Jude und doch der größte Mann im Lande bist. Unsere Bibel gilt ihnen heilig, sie lesen darin so gut wie wir, ihre Lehrer und Priester lehren und predigen das darin stehende Wort Gottes, und doch haßt man uns, die wir die heiligen Gebote Gottes befolgen, weil wir Juden sind. Weshalb sonst könnte man Dir böse sein? man muß Dich doch lieben! Und das thun auch alle guten Menschen; aber nicht solche Leute wie beispielsweise der elende Mensch, der Herzog von Neustadt,“ — eine tiefe Rölhe der Entrüstung überflammte das Antlitz des herrlichen Mädchens — „der mich Dir rauben wollte, ärger und schimpflicher als der verthierteste Negerfürst, der entmenscheste Sklavenhändler seinen frechen Menschen-diebstahl begeht, ... mich u n g e s t r a f t rauben zu dürfen hoffte, weil ich ein Judenmädchen bin. Wie stand er gestern vor Dir, wie ein zitternder Leibeigener, jede Deiner Wienen ablaufend ... o! wie ich diese Menschen verachten muß!“

„Alle, mein Kind?! Alle, die Du bei Hofe gesehen?“

„Alle nicht“, sagte Clara, mit dem

Köpfchen schüttelnd. „Da ist der Herzog, der ist ein biederer, edler Herr. Siehst Du, der ist Dir ein echter, wahrer Freund, der ist ein Mann wie er sein soll! Wie freudig blickte es in seinen Augen auf, wie färbten sich seine Wangen, wenn Dich Jemand so recht lobte ... und dann Remchingen — derb, aber brav, treuherzig.“

Oppenheim bewunderte den Scharfblick seiner Tochter.

„Wie gefällt Dir die Herzogin?“

„Die Herzogin? ... eine schöne, stattliche Frau, aber“ ... Clara erröthete tief, „sie ist des Herzogs Weib und sollte sich nicht auf andere Männer umsehen.“

Oppenheim bekam förmlich Respekt vor seinem Kinde.

„Thut sie denn das?“

„Gewiß“, entgegnete Clara. „Als jener Franzose, der hübsche ältere Herr, der Graf Segur, mit ihr anstieß, da hatte sie mir nicht gefallen ... gar nicht.“

„Und was hältst Du von der Generalin Remchingen?“

„Eine gute Frau, aber närrisch. Die Frau ist ja schon alt, kleidet sich aber noch so kindisch jugendlich; das paßt doch gar nicht.“

„Was denkst Du von dem Obristen Grafen Röder?“

„Aber Väterchen! Du, der kluge, weise Mann, der Gelegenheit hatte, alle diese Leute genau zu studiren, fragst mich, das unerfahrene Mädchen, um meine Ansicht? Du scherzest wohl nur.“

„Nein, wahrhaftig!“ rief der Minister, „Dein reines Kindergemüth erkennt die Wahrheit leichter, Du urtheilst unbefangener als ich, und der erste Eindruck ist zuweilen der richtigste ... Was hältst Du von Röder?“

„Graf Röder“, sprach Clara zögernd, „gefällt mir nicht ... entschieden nicht! Trau' ihm nicht, er kann Deinen und des biedern Remchingen Blick nicht ertragen ... er hat etwas Bauerndes, Tückisches. Mir gefällt er gar nicht ... ich glaube, er ist nicht Dein Freund.“

„Da irrst Du Dich, Kind“, meinte Oppenheim verstimmt. „Das sind so die Höflingsmanieren, die sind Dir befremdend, diese aalglatte Artigkeit und Geschmeidigkeit sieht der Falschheit sehr ähnlich und erscheint Dir auch als solche.“

„Nein, das nicht!“ replizierte Clara lebhaft, das weiß ich genau zu unterscheiden. Du selbst, mein Vater, hast die vollendetsten Manieren, die ein Mensch haben kann, in Deiner Rede ist doch kein Wort zu viel und keines zu wenig. Deine ganze Haltung ist Bewunderung einflößend. Du bist artig gegen den Herzog, ohne zu kriechen. Du bist Hoheitsvoll gegen Deine Untergebenen und dabei freundlich und milde. Du bist selbstbewußt und doch wohlwollend gegen Alle. Du bist ein vollendeter Hofmann, aber dabei ohne Falsch ... ein echter Mann, durch und durch wahr!“

Ein leises Pochen an der Thüre unterbrach Clara in ihren Auseinandersetzungen.

„Herr Polizei-Direktor Altenbusch und Herr Bacharach“, meldete der Kammerdiener.

„Sind herzlich willkommen! Ich lasse sie bitten, einzutreten.“

„Mein Kind“, Du kannst hier bleiben. Benjamin Bacharach hat mir das Leben gerettet. Es ist merkwürdigerweise derselbe junge Mann, der Deine Ehre rettete. Du kannst ihm danken.“

Die beiden Angemeldeten traten ein. Der hohe Polizeibeamte war in Gallauniform, Benjamin Bacharach in einfacher Kleidung.

„Excellenz, ich habe Herrn Bacharach hierherbegleitet, wie Hochdieselben zu befehlen geruhten.“

„Ich danke und will Sie nicht länger aufhalten, denn ich weiß, der Polizeichef ist immer beschäftigt.“

Clara und Bacharach errötheten beide tief. Dem scharfblickenden Minister entging das nicht. Er trat dem jungen Manne lebhaft entgegen: „Ich danke Ihnen, lieber Bacharach“, sprach er, „zum zweiten Male in meinem Leben, zum zweiten Male in kurzer Zeit.“

Clara trat gleichfalls an den jungen Mann heran: „Wie sollen wir Ihnen danken“, sprach sie, und der feurige Blick war von verklärenden Dankesthränen verschleiert. „Sie haben gestern meinem guten Vater das Leben gerettet ... meinen innigsten, tiefsten Dank ... Ohne Sie wäre ich heute eine Waise ... Und es ist nicht das erste Mal, daß Sie rettend und helfend in mein Leben eingriffen.“ Eine tiefe Rölhe der Verlegenheit überflog ihr Gesicht. „O, wir sind unendlich in Ihrer Schuld!“

„Sagen Sie mir, mein junger Freund, warum wollten Sie sich meinem Dank entziehen?“ fragte der Minister, „warum flohen Sie, so daß man, Ihr Benehmen mißdeutend, Sie mitverhaften mußte. Glauben Sie, daß ich nicht dankbar sein will, daß mir die Macht oder der Wille fehlt, Ihre etwaigen Wünsche erfüllen zu können?“

Bacharach schwieg noch immer; aber es war dies nicht ein Schweigen der Unbeholfenheit, es war jenes der Reflexion.

„Ich habe zwei Wünsche, die mich glücklich machen würden. Den einen könnten Sie gewähren, es liegt und lag ganz in Ihrer Macht. Ich habe ihn hier an dieser Stelle schon einmal ausgesprochen: Verbesserung der Lage der Juden in Württemberg. Sie wollten nicht ... Den zweiten Wunsch werden Sie nicht erfüllen wollen, vielleicht nicht können ... da würde Ihr Wille allein auch nicht maßgebend sein.“

Den Minister reizte die Art, wie der junge Mann sprach; er fühlte es, er stand einer ebenbürtigen Natur, einem fähigsten Charakter gegenüber. Ein geistiger Zusammenstoß, ein Seelenringen mit diesem jungen Geistesriesen behagte ihm.

„Clärchen, Du hast unserem Retter gedankt ... gehe nun auf Dein Zimmer ... was Herr Bacharach mir mitzutheilen hat, ist — nach seinem ersten Wunsch zu urtheilen — wahrscheinlich staatsgeschästlicher Natur ... laß uns daher allein, liebes Kind.“

Clara reichte dem jungen Mann die Hand, dieser führte sie an seine Lippen, seine braunen Augen blickten offen ins

Gesicht des Mädchens, und er sprach: „Mögen Sie so glücklich werden, wie ich es wünsche.“

Und Clara erwiderte: „Mögen Sie so glücklich werden, wie Sie es verdienen.“

„Wir sind jetzt allein, mein junger Freund“, sprach Oppenheim, nachdem Clara sie verlassen hatte. „Lassen Sie nun Ihren zweiten Wunsch hören. Ich wäre trostlos, wenn ich dessen Erfüllung ebenso verweigern müßte wie die des ersten. Haben Sie schon über meine abschlägige Antwort nachgedacht? Wenn ja, dann werden Sie es auch begreiflich finden, daß ich in dieser Richtung nichts thun kann.“

„Excellenz“, entgegnete der junge Mann, dem Minister voll ins Auge sehend, „Sie haben mir nur Gründe der scheinbaren, äußern Nothwendigkeit angeführt, die kann ich nicht anerkennen. Ein Mann von Ihrer hohen Universalbildung, der zugleich Jude ist, wird gewiß auch den Talmud kennen. Eine Stelle in demselben lautet: Thue, was Du für Recht hältst — für das Uebrige lasse Gott sorgen.“

Der Minister schwieg eine Zeit lang: „Sie verstehen das nicht“, sprach er dann. „Sie haben einen hellen, klaren Geist, aber Ihnen fehlt die Klugheit des Alters, die Erfahrung des langen Lebens. ... Lassen wir jetzt das! Später einmal werden Sie einsehen, daß ich Recht hatte und Sie Unrecht, daß mich falsch beurtheilt haben ... Also Ihren zweiten Wunsch!“

„Meine zweite Bitte ist eine sehr kühne, sie ist eine Einmischung in Ihre innern Familienangelegenheiten.“

Der Minister veränderte keinen Zug seines Gesichtes, er machte nur ein Zeichen, Bacharach möge fortfahren.

„Excellenz, Sie haben eine Tochter, ein Mädchen, welches das herrlichste auf Erden ist. Eine untrügliche innere Stimme sagt mir, daß sie ein ebenso unschuldsvolles, edles, in höchster Seelenreinheit prangendes Wesen ist — als ihr der gütige Schöpfer äußern Liebreiz in so verschwenderischem Maße verliehen hat. Die gaukelnden Schmetterlinge des Hoses umflattern die köstliche Blume,“ ... Bacharach machte eine Pause und holte tief Athem. „Excellenz!“ sprudelte er dann heraus, „geben Sie keinem von diesen zum Weibe!“

Der Minister schwieg einen Augenblick. „Die Erfüllung dieser Bitte entspricht ganz meinem eigenen Vorsatz“, sprach er dann langsam. „Meine Tochter wird nur die Gattin eines Juden werden. Mein Kind liebt, so wie ich selbst, den Glauben meiner Väter, sie hängt ihm treu an, sie wird Jüdin bleiben. ... Ihren zweiten Wunsch kann ich mit leichtem Herzen erfüllen.“

Bacharach athmete leicht auf, als ob eine schwere Last von seiner Brust abgenommen wäre.

„Ist das Alles, was Sie von mir wünschen?“ fragte der Minister zögernd.

Bacharach verneigte sich schweigend. Ein Zug tiefer Befriedigung zog über Oppenheim's Gesicht.

„Mein lieber Freund, begann dieser



wieder nach einer Pause, „wie so gelangten Sie zur Kenntniß, daß ein Mordanfall auf mich und den Herzog beabsichtigt wurde?“

„Durch einen glücklichen Zufall . . . richtiger gesagt: durch eine wunderbare Fügung Gottes.“

„Erzählen Sie! . . . Doch . . . wollen wir uns nicht setzen?“

Nachdem beide Platz genommen, erzählte Bacharach:

„Mein Geschäft führte mich vor zwei Tagen durch den Schwarzwald. Ich benötige bei meinen Reisen gewöhnlich mein eigenes Gefährt. Ich hatte zufällig eine starke Baarschaft bei mir. Ein zuverlässiger Knecht, der mich auf meinen Reisen gewöhnlich als Kutscher begleitete, war plötzlich erkrankt und ich mußte ihn in einem Dorfe zurücklassen. Ich wollte am andern Tage in Heilbronn eintreffen, und war bemüht, noch vor Einbruch der Nacht eine sichere Herberge zu erreichen; aber mein Pferd begann plötzlich zu lahmen und ich konnte nur langsam vorwärts kommen. Ich hatte, um rascher ans Ziel zu gelangen, einen Waldweg eingeschlagen, und so geschah es, daß mich mitten im Walde unter furchtbarem Schneegestöber die Dunkelheit überfiel. Ich fand zu meiner unangenehmsten Ueberraschung, daß ich irre gefahren sei und konnte nicht weiter. Excellenz, Sie wissen, die Gegend ist trotz Ihrer energischen Maßregeln, die schon viele Räuberbanden vernichteten, doch noch immer unsicher; und ich mußte es versuchen, ob ich nicht in der Nähe, im Walde, in einer Kohlenhütte etwa, oder sonst irgendwo eine nothdürftige Unterkunft über Nacht finden könnte; aber ich konnte zuerst keinen Schritt vorwärts, es war stockfinstere Nacht und der Schnee wirbelte in großen Flocken umher, daß ich die Hand vor den Augen nicht erkennen konnte. Ich durchstrich endlich mühselig das nächste Gehölz und fand zu meiner großen Verbundung eine halbverfallene Hütte, deren Bestimmung mir jetzt noch nicht klar ist. Ich legte eine dicke Wolldecke auf meinen Gaul und betrat dann die Hütte, wo ich Licht machte. Die elende Barade bestand aus zwei Räumen, einem größern und einem zweiten, kleinern. Da dieser verschließbar war, wählte ich ihn zu meinem Nachtquartier. Ich hatte wohl eine Wachskerze bei mir, allein nachdem ich mich nothdürftig eingerichtet, löschte ich sie aus, da der Lichtschein, wenn Strolche in der Nähe waren, diese herbeilocken konnte. Ich rollte meinen Mantel unter meinem Kopfe zusammen, legte meine Waffen neben mich und versuchte es, einzuschlafen. Etwa um Mitternacht wurde ich durch lautes Gepolter geweckt. Die Hütte hatte Besuch bekommen. Im ersten Augenblick konnte ich mir allerdings über die Besucher kein Urtheil bilden. Es konnten Räuber, möglicherweise Wildschützen, vielleicht auch Forstleute sein, die jenen auflauerten. Vor Allem galt es, vorsichtig zu sein und meine Anwesenheit nicht zu verrathen. Ich war fest entschlossen, für den Fall eines Angriffs mein Leben kräftig zu verteidigen. Die Ankömmlinge mußten sich Licht gemacht haben, denn plötzlich drang ein Strahl

durch die Thürhaken. Ich unterschied drei verschiedene Stimmen. Ihrer Rede-weise nach mußten sie Jäger sein. Sie sprachen davon, morgen zeitlich in Stuttgart einzutreffen und sich auf die That vorzubereiten. Auch über diese selbst blieb ich nicht lange im Zweifel. Einer der Strolche zog, wie ich deutlich hören konnte, einen Beutel aus der Tasche und sagte, daß sie schon einen Theil des Blutlohnes, fünfhundert Dukaten, erhalten, daß sie aber nach vollführter That das Doppelte zu erhalten hätten. Der Spitzhube, den die Andern Jürgen nannten, machte seinen Gefährten einen merkwürdigen Vorschlag: „Gehen wir morgen zum Minister Oppenheim, welcher täglich Audienzen erteilt, und sagen ihm, daß der Freiherr uns gebunden, ihn und den Herzog zu ermorden. Na“, rief er, als die beiden Andern wohl überrascht schwiegen, „macht Ihr große Augen? . . . ist der Jürgen nicht klüger als Ihr? . . . Daß wir noch mehr als tausend Goldstücke vom Herzog und dem Minister dazu bekommen, ist so sicher wie Amen im Gebete. Ihr habt keine Gefahr, und wir behalten unser reines Gewissen — das heißt, Ihr Beide braucht Euer beslecktes Gewissen nicht noch mehr zu besudeln.“ Der Mann schlug ein rohes Lachen auf.

„Der Gedanke war nicht übel“, unterbrach der Minister den Erzähler, „dieser Schuft war noch der honnetteste in diesem Trio.“

„Ich weiß nicht, ob er dieses allerdings sehr mäßige Lob verdient“, meinte Bacharach lächelnd. „Als die Andern fragten, was geschieht dann mit unserem Baron? antwortete Jürgen höchst gemüthlich: der wird aufgefknüpft oder gerädert; mir vollkommen egal. Dieser Jürgen scheint somit kein zuverlässiger, vertrauenswürdiger Bandit zu sein.“

„Freilich“, meinte der Minister auflachend, die Leute wären dadurch in gefahrloser Weise in den Besitz einer großen Summe gelangt, denn die 500 Dukaten hätten sie wohl nicht den Erben des Geräderten oder Gehängten zurückerstattet und hätten noch auf eine Belohnung Anspruch machen können. Warum wollten denn die beiden Andern auf den pfiffigen Vorschlag nicht eingehen? „Wahrscheinlich dachten sie, man würde ihre Angaben nicht glauben. . . . ihr Auftraggeber wird wohl so vorsichtig gewesen sein, ihnen weder einen schriftlichen Auftrag, noch sonstwie ein Mittel zu einer Denunziation gegeben zu haben.“

„Nein, Excellenz, die Sache war ganz anders, höchst eigenthümlich. Die beiden Meuchler waren schon früher von dem Freiherrn — dessen Name wurde im Gespräch nicht genannt — zu einem Einbruche gebunden worden. Bei dieser Veranlassung — das „Warum“ konnte ich bei den abgerissenen Sätzen, in denen sie sprachen, nicht auffassen — waren sie gegen ihre, oder wenigstens ohne ihre ursprüngliche Absicht zur Brandlegung und einem grausamen Mord gelangt. Sie stießen einen Hans von Mollern, der sie bei ihrem Verbrechen überraschte, in die lodernnden Gluthen. . . . er starb eines gräßlichen Flammentodes.“

„Ah“, unterbrach ihn der Minister überrascht, „also die sind die lange vergeblich gesuchten Mörder des unglücklichen Mannes! . . . Doch ich bitte, fortzufahren.“

Der Freiherr wußte von diesem ihren Verbrechen, ihr Leben stand in seiner Hand; er konnte sie jeden Augenblick einem qualvollen Tode überliefern; sie waren an ihn gefesselt, waren seine Sklaven, mußten ihm blindlings gehorchen. Der Freiherr befahl ihnen, Sie und den Herzog zu tödten. Jürgen aber schien, den Freiherrn nicht fürchten zu müssen und war den beiden Andern offenbar nur als Aufseher beigegeben, der darauf zu achten hatte, daß diese nicht vor der Ausübung des Attentats ihr Heil in der Flucht versuchten; vielleicht auch nach vollzogener That dafür zu sorgen, daß die Verbrecher glücklich entkämen. Eine von Jürgen ausgehende Anzeige hätte glaubwürdiger erscheinen müssen. Eine Denunziation der beiden Andern hätte der Freiherr leicht entkräften können. Er hätte ihr Verbrechen nachgewiesen und behauptet, sie wollten nur einen lästigen Zeugen aus dem Wege räumen; es hätte dies jedermann glaublich erscheinen müssen. — Jürgen verließ auf kurze Zeit die Hütte. Aus dem Gespräch, das die beiden Zurückgebliebenen miteinander führten, erfuhr ich, daß ihnen Jürgen höchst lästig war, daß sie jetzt ihn auch zu fürchten begannen. Er lief bei dem ganzen Unternehmen keine Gefahr, da er sich dabei nicht thätlich betheiligen sollte; er war ihr Scherge, der sie zwingen sollte, etwas zu thun, das, wenn mißlungen, ihnen einen furchtbaren Tod bringen mußte, während sie, selbst für den Fall des Gelingens, erwarten konnten, um den Lohn betrogen, möglicherweise sogar dann dem Gerichte überliefert zu werden. Die Proposition, die er ihnen soeben gemacht hatte, war überdies nicht geeignet, ihr Mißtrauen gegen ihn zu vermindern. Trotzdem sie allein waren und sich unbehört glaubten, sank ihr Gespräch zu einem Flüstern herab, aus welchem nur zuweilen, im höchsten Affekte laut ausgestoßene Worte hörbar wurden. Die nächste Folge machte mir klar, was die Beiden besprochen hatten. — Jürgen polterte wieder in die Hütte; ich fürchtete schon, daß er draußen meinen Wagen und das Pferd gesehen, und diese meine Anwesenheit verrathen konnten; ich kam aber nicht dazu, zu errathen, ob er sie gesehen, denn ich hörte plötzlich einen wilden Aufschrei, das Niederstürzen eines schweren Körpers, wobei der Tisch umgeworfen wurde, und wie ich durch die Thürhaken bemerken konnte, die Lampe erlosch, — dann ein heftiges Ringen, tiefes Athemholen, gotteslästerliche Flüche, ein Stöhnen, das Köcheln eines Verendenden — dann ein Moment völliger Todesstille. „Der Judas ist abgethan“, meinte der Eine mit heiserer Stimme, „er ist todt!“

„Jetzt haben wir keinen, der für eine gefahrlose Beaufsichtigung uns unsern blutig verdienten Lohn stehlen kann, vor dem wir ewig zittern müßten! Wenn's ihm paßte, hätte er uns und den Baron für eine Hand voll Gold ans Rad geliefert“, meinte der Andere, mit den Zähnen knirschend und, wie ich zu hören glaubte, den Todten mit dem Fuße fortstoßend.

„Nach kurzer Berathung beschloßen die Verbrecher, den Leichnam in das nächste Gestrüpp zu werfen; fände man ihn, würde man annehmen, daß Raubschützen den Jäger ermordet hatten. Dem Freiherrn, beschloßen sie, die volle Wahrheit zu sagen, sie hätten Jürgen ermordet, weil er sie und ihn zu verderben beabsichtigt hatte. Jetzt könnten sie auch, meinte der Eine, leichten Herzens an die Ausführung ihres Vorhabens gehen. Sie hofften mit Gewißheit auf das Gelingen ihres Planes; sie glaubten, in dem entstehenden Tumult leicht entkommen zu können; sie rechneten darauf, daß sie den Herzog begleiten und die Blutarbeit mit einem Schlage verrichten könnten.“

„Es müssen das furchtbare Menschen sein“, meinte der Minister tief bekümmert, „sie haben todtwürdige Verbrechen auf der Seele. . . . Mit solchen Banditen verkehrt ein deutscher Edelmann, ein württembergischer Landstand! Dieser Miltenberg ist ein entsetzlicher Mensch!“

„Excellenz halten Miltenberg für den intellektuellen Urheber?“ frug Bacharach.

Er ist's gewiß, bestimmt! Wer anders könnte es sein? Er ist der niederträchtigste und erbitterteste meiner Gegner; er dürrtet nach meinem Herzblute, wie eine lauernde Hyäne! . . . Mein Leben! . . . sei's!“ rief Oppenheim bewegt, zuckenden Mundes, „die Halsstarrigen wollen in mir nicht den Wohltäter des Landes erblicken; sie sehen in mir nur den Juden; . . . aber einen Fürstenmord, ein Attentat auf den regierenden Herrn des Landes. . . . das kann nur ein Miltenberg veranlassen wollen. . . . Doch fahren Sie fort.“

„Die Verbrecher verließen kurz nach verübtem Morde die Hütte, den Leichnam nach sich schleppend. Ich erwartete mit verzehrender Ungeduld den Tagesanbruch und war glücklich, daß mich Niemand in der Nähe der Hütte oder des Leichnams traf, da ich leicht dem schwer zu entkräftenden Verdacht des Mordes hätte anheim fallen können. Jedenfalls wäre ich dann außer Stande gewesen, Sie von dem beabsichtigten Attentate in Kenntniß zu setzen. — Ich habe es schon gesagt, Excellenz, es war eine offenbare Fügung Gottes. . . . Ein Glück war es auch, daß ich noch meinen Wagen und mein halberfrorenes Pferd vor demselben fand; ich hatte dadurch die Mittel, noch rechtzeitig, wenn auch spät, in der Residenz anzukommen. Die beiden Verbrecher mußten einen andern Weg eingeschlagen und meinen Wagen nicht bemerkt haben.“

„Versuchten Sie es nicht, die Mörder zu verfolgen, sie verhaften zu lassen?“

„Nein, Excellenz. Ich glaube, dieser Versuch wäre erfolglos und unzuverlässig gewesen. Es führen aus dem Walde mehrere Wege nach Stuttgart, ich konnte selbstverständlich nicht ahnen, welchen die Mörder einschlagen würden.“

(Fortsetzung folgt.)



Papst Sixtus V. und die Schylof-  
sage.

Nach einer alten italienischen Novelle.

Die meisten Kirchenfürsten waren zur Zeit Sixtus V. aus den mächtigen und trotigen Familien der hochgeborenen Barone, oder gar selber noch mit gewaltiger Macht umgeben. Sie waren zugleich gegenseitige Beschützer und Beschützte. Aber der Vötte, Papst Sixtus V., hat über alle Mächtigen den Sieg errungen. Die reichen Barone glaubten sich zwar hinter ihren Mauern sicher genug, um fortzufahren, dort ihren Raub mit Ruhe zu verfahren, und boten dem heiligen Vater Trost. Sixtus warf alle diese Ungeheuer in Menschengestalt nieder und setzte seinen Fuß auf des Drachen Hals. Von einem solchen Kampfe berichtet die folgende Novelle:

Sixtus pflegte oftmals am Abend im Bettlermantel durch eine geheime Thür den Vatican zu verlassen, um unerkannt die winzigen Straßen Roms zu durchwandern, sich vom Zustande seiner Residenz und der Handhabung der Gesetze selbst zu überzeugen. Oftmals folgten den Tag darauf Schläge der strengsten, unerbittlichen Justiz, als Folgen dieser Entdeckungszüge, von welchen noch heutigen Tages manche Geschichten im Munde des Volkes leben. — Nun geschah es einmal, daß sich der Hohenpriester zu einem Morgengange durch Rom entschloß. Nachdem er früh am Morgen die Messe gehört, verließ er, in einen zerlumpten Bettlermantel gehüllt, den Vatican und wanderte der Kirche St. Pietra in Mantorio zu. Zu seinem Erstaunen bemerkte er eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Bettlern dieselbe Straße ziehen und sich immer mehr vermehren. Ehe die Glocken zu Mittag läuteten, fand sich die ganze Bettlerkarawane, unter ihnen Sixtus, an der Klosterthür auf der Klosterterrasse versammelt. Jeder mit einem blechernen Geschirre für die Suppe versehen. Auch Sixtus reichte das seine hin und empfing die reichlich duftende Speise. Er setzte sich in den Schatten eines Maulbeerbaumes und genoß mit gutem Appetit seine schmachtende Suppe. — Als er geendet und den Segen gesprochen, rief er: „Das war ein kostbares Mahl! Möge es Gott segnen!“

Hinter ihm ertönte darauf die Stimme eines Bettlers, den er bis dahin nicht bemerkt hatte: „Könnte immerhin für den heutigen Zuschuß des edlen Antonio noch etwas kräftiger nach Fleisch schmecken! Aber man merkt keinen großen Unterschied gegen gestern. Was denkst Du davon? Zavella's hundert Scudi werden wohl durch andere Rehlen, als die der Armen gehen.“ — „Heute hat's mir recht gut geschmeckt,“ entgegnete Sixtus, „wie es sonst ist, weiß ich nicht, da ich heute zum ersten Male meine Suppe hier genieße.“ — „So bist Du wohl aus der Fremde?“ — „Bin seit gestern hier in Rom. Bisher lebte ich in Civita Castellana. Da wird's von Tag zu Tag langweiliger. Passirt nichts. Ein Tag vergeht gleich dem andern. Und die Kost wird immer schlechter. In Rom, dachte ich, kann's unser Gienem nie fehlen.“ — „D,“ erwiderte der Bettler, „Du könntest Dich doch geirrt haben. Viele Säue, sagt man, verdünnen den Koben. Aber langweilen wirst Du Dich nicht. Und gerade jetzt kommst Du zur rechten Zeit. Der Zavella, dessen Freigebigkeit wir eben heute eine kräftigere Suppe verdanken, hat seinen Prozeß gegen den Hebräer gewonnen und morgen früh soll an der bocca della verita der Jude geschunden werden.“

Sixtus ward aufmerksam. „Das ist ja eine ganze eigenthümliche Prozedur! Geschunden wird ein Hebräer, sagtest Du?“ — „Ei, ja! Er hat sich dem Zavella mit einem Pfunde Fleisch nahe seinem Herzen

für eine Schuldforderung so gleichsam zum Scherze verschrieben; aber die Zavella's verstehen keinen Spaß. Morgen wird Ernst daraus!“ — „Wie groß ist denn die Summe?“ fragte Sixtus. — „Man sagt, tausend Rechinen. Fürwahr, viel Geld für ein Pfund Judenfleisch. Aber Zavella thut das nur wegen des Vergnügens, den Hebräer Fragen schneiden zu sehen, wenn er in seine Haut zu schneiden beginnt, und dem Publikum ein so einziges Schauspiel zu liefern. Willst Du mit, so stelle Dich morgen früh um sechs Uhr an's Ghettothor, dort wirst Du mich treffen. Auf Wiedersehen!“

Damit hinkte der Bettler fort. Auf Sixtus hatte diese Erzählung einen tiefen Eindruck gemacht. Er glaubte den Uebermuth der Barone überwunden, und jetzt tritt mit frechem Hohne einer der Verwegensten unter ihnen gegen das Gesetz, mit Hilfe und unter dem Beistande desselben, in die Schranken, es am hellen, lichten Tage zu verspotten.

„Dem Frevler muß gesteuert werden. Mein Hirtenstab muß wohl schon wieder mit der Schleuder gegen den Wolf vertauscht werden. Dem Handel muß ich noch heute auf die Spur kommen!“

So mit sich selbst redend, schlich er sich durch dieselbe Thür, aus welcher er gekommen war, in seinen Palast zurück. Nachdem er sein Bettlergewand gegen einen weißen Talar von Kaschmirwolle vertauscht hatte, ließ er den Oberrichter, Conte Valerio Zavella, vor sich bescheiden. Als dieser nach einiger Zeit bei ihm eintrat und vor ihm niederkniet, den Pantoffel küßte, sprach der Papst: „Erhebet Euch schnell und berichtet mir über das an einem Hebräer zu vollziehende Todesurtheil am nächsten Morgen.“

„Kein Todesurtheil,“ entgegnete der Conte. — „Ohne die Unterschrift Ew. Heiligkeit darf kein Todesurtheil gefällt werden. Es ist eine einfache Extradition eines verurtheilten Pfandes das nicht eingelöst und seit vorigem Monate meinem Neffen Antonio Zavella anheimgefallen ist.“

„Und dieses Pfand besteht?“ fragte ihn scharf fixirend der Papst.

„Mein Neffe hat oft seltsame Grillen. Eigentlich ist er ein eifriger, ein gar sehr eifriger Christ, und deshalb ein abgesagter Feind aller Feinde Christi, vorzüglich aber jener Gottesstötter, der verfluchten Bewohner des Ghettos. Wo er einem solchen Schabernack spielen kann, da läßt er's nicht und betrachtet es als ein Gott gefälliges Wort. Manchen hat er bereits auf seine Weise in den Schooß der heiligen Kirche geführt. Diesmal ist er an einen hartgesottenen Verräther unseres Herrn gerathen. Er heißt Schylof und ist ein unverbesserlicher Sünder, der jetzt in der Falle steht.“

„Ottenegezücht!“ donnerte Sixtus. — „Denkt ihr, das Himmelreich auf Erden so zu verbreiten? Das ist wahrlich kein Beginnen heiliger Frömmigkeit. Das ist die teuflische Lust am Leiden des Schwachen, irrenden Menschen, die euch bewegt, so arge Mittel zu einem scheinbar guten Zwecke zu gebrauchen. — Zavella! ich befehle, daß der Spruch zurückgenommen, daß der Prozeß revidirt werde!“

„Heiliger Vater,“ sprach mit leiser Stimme und mit gebogenen Knien der Oberrichter — „es ist auch nicht einmal von einem Prozesse die Rede. Zavella zeigte einfach den Schuldbrief nach der Verfallzeit vor und bat um den Beistand des hohen Gerichtes. Ein Richter darf nur das strenge Gesetz vor Augen haben. Was würde wohl aus Deiner so wohl geordneten Regierung werden, wenn wir unsern besondern Gefühle zufolge unser Urtheil einrichten würden? Möge dies Ew. Heiligkeit wohl bedenken und sich selbst nicht eine Willkür gestatten, welche dieselbe an Andern so strenge zu ahnden gewohnt ist.“

„So geh!“ rief der Papst. „Ich erkenne es heute, was die Alten damit sagten: summum jus summa injuria (das Recht, auf die Spitze getrieben, wird zum Unrecht.) Geh, Du gerechter Richter; nur denke, daß es einen noch gerechteren über Dir giebt, dem Du früher oder später Rechenschaft abzulegen hast.“ — Damit gab ihm der Papst seinen Segen und entließ ihn.\*

(Züd. Fam.-Blatt.)

## Was ein Tintenwischer enthüllte.

(Aus dem Tagebuche eines Privatdozenten.)

## Sumorecke von L. Niemann.

Da liegt er vor mir, der unscheinbare Wisch, den der gelehrte Tintenmensch, wahrscheinlich im frohen Uebermuth über eine gelungene Abhandlung, in die Luft geworfen und der mir gerade Vorübergehen vor die Füße fiel. Ich hob ihn mechanisch auf und steckte ihn in die Tasche zu einigen anderen Objekten, die ich gesammelt, um sie unter dem Mikroskop zu untersuchen.

Was für Enthüllungen dem erstaunten Blicke durch so ein Mikroskop doch zu Theil werden!

Da leuchten in bunter Pracht die Schuppen, die wir sonst als Staub auf Schmetterlingsflügeln sehen; da gleiten in stummer Bewegung Infusorien in einem Tropfen Wasser; da scheidet der Saft in einem frisch gepflückten Blatte von Zelle zu Zelle.

Als ich so ein Objekt nach dem anderen unter das Mikroskop brachte, kam auch der besagte Federwischer in meine Hand. Ich betrachtete ihn nun aufmerksamer, es war ein zierliches Ding aus blauem Luche, auf dem die Tintenkleckse eine groteske Malerei in allen Schattirungen bildeten, vom vertrockneten Braun bis zum allerfrischesten Schwarz. Auch rothe Flecken bemerkte ich darunter. War das auch Tinte, oder hatte der Gelehrte einmal die Feder etwas ungeschickt gehandhabt, und waren dies vielleicht ein paar Tropfen seines kostbaren Blutes? Diesen Zweifel konnte ja mein Mikroskop unverzüglich lösen.

Ich nahm ein Scheerchen und schnitt die einzelnen rothen Flecken aus dem Tintenwischer heraus, befeuchtete eines davon mit einem Tropfen destillirten Wassers, wartete bis das Luchsflecken das Wasser vollständig absorbiert hatte, drückte dann die Flüssigkeit sorgfältig auf ein Glasplättchen und brachte das Ganze behutsam unter die Lupe. Was ich nun erblickte, war höchst seltsam; daß es ein Blutestropfen war und keine rothe Tinte, was ich da vor mir sah, stand außer allem Zweifel. Die rothen Blutkörperchen waren in verhältnißmäßig geringer Anzahl vorhanden, was aber bei Gelehrten, die von des „Gedankens Blässe“ angekränkt sind, öfter vorkommt. Das Seltsame war, daß außer den rothen und weißen Blutkörperchen auch noch gelbe und grüne vorhanden waren. Ich schaute und schaute, da lag die Thatfache vor mir; aber so viel ich auch nachsann und Hypothesen aufstellte, eine befriedigende Erklärung dafür konnte ich nicht finden. Ich schlug ein medizinisches Werk nach dem anderen nach, grubelte bis spät in die Nacht hinein; Alles ohne Erfolg. Der Tropfen war unterdessen wieder eingetrocknet und ich suchte

\*) Auch Niebuhr röm. Geschichte, 3. Aufl., Berlin, 1828, Th. 1, pag. 50, bemerkt in der Note: „Ueber die Umföhrung der Sagen“: Im sechzehnten Jahrhundert findet sich die Novelle von Schylof, als wirklich geschehen, so erzählt, daß es ein Christ ist, dessen teuflische Unerbittlichkeit gegen einen Juden durch den Spruch des klugen und gerechten Papstes, Sixtus V., vereitelt wird.

mein Lager auf, wo ich aber keine erquickende Ruhe fand. In früher Morgenstunde, bevor ich mich an meine gewöhnliche Beschäftigung begab, eilte ich zu unserm Hausarzte, der in wissenschaftlichen Kreisen als Autorität anerkannt ist; aber selbst bei ihm suchte ich vergebens Aufklärung.

Die natürliche Folge war, daß mich der gelehrte Federwischerwerfer ungemein zu interessieren anfang. Ich suchte seinen Namen zu erfahren, was mir auch nicht schwer fiel.

Als ich eines Tages bei meinem Buchhändler neu erschienene Werke durchblätterte, fiel mir eines in die Hand, welches diesen Namen als den des Verfassers nannte. Ohne Zögern kaufte ich das Büchlein und eilte mit meinem erworbenen Schätze nach Hause, um mich darin zu vertiefen und die Geistes- und Gemüthsrichtung des interessanten Gelehrten zu studiren.

Welch' einen Reichtum des Geistes und des Wissens fand ich, aber auch welche Härte des Urtheils!

Besonders da, wo er als selbst bestellter Grobinkquisitor im Reiche der Gedanken die Geistesprohlinge anderer erst auf dem Procrustusbette marterte und verzerrte, um sie dann meistentheils schonungslos zum Ertränken im Lethestrom zu verdammen.

Hier war die Erklärung für das Räthsel des Tintenwischers.

Das war ja die gelbe Eifersucht und der grüne Neid, die das gesunde rothe Blut so häßlich verfärbt hatten.

Ich fing nun an, vergleichende Studien der Gesichtsfarbe mehrerer Gelehrten zu machen und fand bald noch einige, deren Teint verdächtige Spuren zeigte; wie ich mir aber die nöthige Quantität ihres Lebenssaftes zu meinen Untersuchungen verschaffen sollte, war ein gordischer Knoten, den ich weder lösen noch entzwei schneiden konnte.

Eines Tages, als ich meinen Kopf den Händen des zungengeläufigen Adolfs, meines Barbiers, anvertraute, und er mir die verschiedenen Qualitäten der Haare und die schwachen Seiten der Eigenthümer derselben auseinander setzte, trafen mein Ohr auch Namen von Gelehrten, die meine Gedanken mit so blutdürstigen Verlangen verfolgten. Eine Möglichkeit der Erreichung meines Wunsches tauchte in mir auf.

Adolf büßte mich eben mit flinken Händen ab und reichte mir einen Handspiegel in dem ich das Werk seiner Hände bewundern sollte. „Ja, Sie verstehen ihre Kunst. Sie sind flink und geschickt. Es geschieht Ihnen wohl selten, daß Sie jemand beim Rasiren die Haut ritzen?“ bemerkte ich anscheinend sehr ruhig.

Sehen Sie, das ist so eine Sache, erwiderte geschmeichelt Adolf, manchmal ist dies bei aller Geschicklichkeit nicht zu vermeiden. Gestern seife ich fein säuberlich den Dr. A. ein und fange eben zu rasiren an, da geht die Thüre auf, Dr. A. wendet den Kopf, hätte ich nicht blüßschnell das Rasirmesser fortgezogen, hätte es einen tüchtigen Schnitt gegeben, so ging es mit ein paar Tropfen Blut vorbei.

„Ein paar Tropfen Blut!“ Das war ja der Inbegriff meiner sehnlichsten Wünsche.

„Adolf“, sagte ich, „Sie könnten mir einen großen Dienst leisten.“

„Ach, mit dem größten Vergnügen; Sie wissen ja, ich bin immer gern gefällig“, unterbrach mich das geschmeidige Männchen.

„Ich verlasse mich dabei ganz auf Ihre anerkannte Verschwiegenheit.“

„Sie können das ruhig thun“, versicherte Adolf.

„Nun, so hören Sie. Ich stelle eben Versuche an, über die Wirkung stetiger, angestrenzter Hirnthätigkeit auf das Blut. Natürlich würden mir ein paar Tropfen



desselben von verschiedenen Gelehrten sehr wünschenswerth sein. Gibt es auch wohl wenige Gelehrte, die sich nicht schon dann und wann geschnitten hätten, so kann ich doch nicht verlangen, daß sie es für mich ihnen Unbekannten aus purer Gefälligkeit wieder thun. Besonders wünschenswerth wären mir einige Tropfen von dem Blute des Dr. J. und des Gelehrten Z. Sollten Sie nun durch Zufall einen dieser Herren beim Rasiren etwas rügen, so—

Er ließ mich nicht ausreden. „Gewiß, gewiß, sollte mir so ein kleines Malheur passiren, sollen Sie unverzüglich das Gewünschte haben.“

„Sie können auf meine Erkenntlichkeit rechnen“, sagte ich im Fortgehen, und um dieser Versicherung Nachdruck zu geben, verdoppelte ich das gewöhnliche Douceur.

Acht Tage später konnte ich meine Unterfuchungen fortsetzen. Das Mikroskop bestätigte meine Vermuthung; auch in dem Blute dieser beiden Gelehrten fand ich gelbe und grüne Körperchen.

Die Armen hatten wohl keine Ahnung von der schleichenden Krankheit, die ihr Blut verdirbt, wie es bei solchen Krankheiten ja gewöhnlich der Fall ist. Gerade diesem Umstande, der nicht entwickelten Selbstkenntniß zur Folge, fallen so viele dieser Krankheit zum Opfer.

Nun erwachte der brennende Wunsch in mir, mich gleich Pasteur unsterblich zu machen.

Ich benützte jetzt jeden freien Augenblick zu Experimenten, doch nur nach langem vergeblichen Forschen und Mühen konnte ich endlich „Eureka“ rufen.

Zum Besten der leidenden Menschheit füge ich das so gefundene Rezept gegen die erwähnte schleichende Krankheit bei.

Man nehme ein paar Blätter von möglich einer im Hausgarten erblühten „Disseratione“, genus „Amor Fratrum“, eine halbe Unze sanft durchwärmten Spirit „Alter ego“ und drei Gran pulverisirte harte Nux „Imperativo Categorico“, mische alles gut zusammen und forme daraus Pillen, welche man am besten bei nüchternem Magen nimmt, und sich dazu ein Glas reines „Aqua Desil.“ einschenken lassen muß. Die Wirkung dieses Mittels ist unschätzbare. Dies Alles enthüllte der Federwischer.

## Ausland.

Landau (Pfalz), 27. Juni 1886.

An die verehrl. Redaktion der „Deborah“!

Jedem pfälzer Leser Ihres geschätzten Blattes ist gewiß der Name „Grünebaum“ bekannt, der Name dieses Altmeisters der pfälzischen Rabbiner. Es wird deshalb diesem Theil Ihrer Abonnenten von unfreierem Interesse sein, daß am verflossenen Freitag, den 25. m. c., das fünfzigjährige Jubiläum dieses greisen Gelehrten und Geistlichen gefeiert wurde. Wir glauben deshalb keine Fehlbilte zu thun, wenn wir Sie bitten, den folgenden Bericht, wenn er geeignet, gütigst in die Spalten Ihrer Zeitung aufzunehmen:

Eine würdige und erhebende Feier war es, die am Freitag, den 25. Juni, die israelitische Gemeinde Landau unter zahlreicher Verheiligung der christlichen Mitbürger zu Ehren ihres Rabbiners beging. Fünfzig Jahre waren es an diesem Tage, seitdem Herr Dr. Grünebaum das Bezirksrabbinat Landau verwaltet. Ueber ein halbes Jahrhundert schon wirkt und schafft der greise Jubilar an dem Aufbau des modernen Judenthums und an der Behauung der jüdischen Wissenschaft. Seine segensreiche Wirkung und seine großen Verdienste sind auch höchsten Orts gewürdigt worden und der nun selige König Ludwig II. hat ihn zu seinem

Ehrentage mit dem Michaelsorden 2. Klasse ausgezeichnet. Mit der Ueberreichung dieses Ordens durch den Herrn Bezirksamtman n. Hartlieb an den Jubilar nahm am verflossenen Freitag das herrliche Fest seinen würdigen Anfang. Der an diesen feierlichen Akt sich anschließende Gottesdienst ward eingeleitet durch einen zu diesem Feste von dem Dirigenten komponirten Chor, der mit der feinsten Präcision vorgetragen wurde. Die wahrhaft gebiegene Festrede hielt Herr Bezirksrabbiner Dr. Mayer aus Zweibrücken. Der Jubilar sprach in ergreifenden Worten das Gebet für König und Vaterland, während dem Herrn Rabbiner Landsberg aus Kaiserslautern der Segenspruch für den Gefeierten und das Schlußwort übertragen war. Nach dem Gottesdienste fand ein Festdiner statt, dem die höchsten hiesigen Civil- und Militärbehörden, sowie eine große Anzahl Kultus- und Gemeindeglieder und besonders zahlreiche Festgäste beizuhöhen. Den Toast auf den Jubilar brachte Herr Bezirksamtman n. Der Empfang zahlreicher Deputationen schloß sich an das Festessen an. Die Stadt Landau ließ dem Herrn Jubilar durch ihre Abjunkten ein schönes Geschenk überreichen. Die israelitischen Gemeinden des Bezirks, die Lehrer seines Sprengels, seine früheren und jetzigen Schüler, der Sängerkhor, sowie viele Private brachten dem Herrn Rabbiner in sinnigen Ansprachen und Geschenken ihre Hulldigung dar. Mit rührenden Worten dankte der geehrte Jubilar tief ergriffen den Gratulanten. Herr Dr. Brüll feierte die segensreiche Thätigkeit des Herrn Grünebaum um den Mendelsohn-Verein und überreichte ihm seine Ernennung zum Ehrenmitglied dieses Vereins. Auch der deutsch-israelitische Gemeindebund, sowie der deutsche Rabbinerverein hatten ihre Vertreter geschickt als Zeugen, wie hoch angesehen der Jubilar in dem deutschen Judenthum ist. Ein festliches Bankett, das durch herrliche Neben und Trinksprüche gewürzt war, schloß die Feier. Jeder Theilnehmer war entzückt von dem Auftreten des Greises, von seinen sinnreichen Worten, die sein reiches Gedanken- und Seelenleben offenbarten. Es dürfte vielleicht am Schluß noch gestattet sein, eine kleine Uebersicht über die Wirksamkeit des Gefeierten zu geben.

Alle höchsten Verordnungen in den letzten Decennien, die das jüdische Gemeinde- und Kultuswesen betrafen, waren von der bairischen Regierung erst nach Befragung des Rabbiners Grünebaum gegeben worden. Die Abschaffung des schmachvollen Sprzialleides ist fast einzig durch seine Wirksamkeit erfolgt. Zahlreiche heilsame pädagogische Maßregeln, die in den jüdischen Schulen Baierns zur Anwendung kamen, stammen aus dem Geiste Grünebaum's. Besonders entfaltete er eine rege literarische Thätigkeit. Er war Mitarbeiter an der „Wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie“ von Geiger, „Annalen“ von Jost, „Israelit“ von Heß, „Synagoge“ von Aub, „Ben Chananjah“ von Löw, den „Jahrbüchern“ von Klein, an der „Bibliothek jüdischer Kanzelredner von Kayserling, an dem Rabbinerschen „Literaturblatt“, sowie an den „Monatsblättern“ von Brüll. Außerdem sind von ihm erschienen: „Zustände und Kämpfe der Juden“ (1843), ein Konfirmations-Dehrbuch und eine Predigtsammlung (1844) u. A. Sein Hauptwerk ist aber das Buch: „Die Sittenlehre des Judenthums anderen Bekenntnissen gegenüber“. Möge es dem Jubilar gegönnt sein, noch viele Jahre in so segensreicher Weise wie bisher zu wirken. — Das waltete Gott!

M. J.

Berlin. — Ueber die Legate des am 18. d. Mts. verstorbenen Herrn Adolf Reichenheim erfährt man folgende Einzelheiten. Der Verstorbene hat 150,000 Mark dem Magistrat von Berlin mit der Bestimmung überwiesen, daß dieselben verwendet werden sollen zur Unterstützung von Wittwen und Waisen der Berliner Elementarlehrer, ohne unterschied des religiösen Bekenntnisses; 15,000 Mark dem Asylverein für Obdachlose, 15,000 Mark der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, 15,000 Mark dem katholischen St. Hedwigs-Krankenhaus, 15,000 Mark zu Stipendien für Verbreitung von jüdische Studierende, 15,000 Mark dem National-Invalidentank; der jüdischen Gemeinde ein Legat von 90,000 Mark für die Altersversorgung-Anstalt, eine Betrag von 77,000 Mark dem Fonds für die Ausbildung von Lehrern und ca. 43,000 Mark für eine größere Anzahl kleinerer Legate. Ferner hat er ein Kapital, dessen Umfang alle übrigen Legate weit übersteigt und das sich etwa auf eine Million Mark belaufen dürfte, zur Bildung von Arbeiter-Unterstützungsfonds für die Arbeiter der großen Fabrik der Firma, deren Chef er war, in Wüstegiersdorf in Schlesien testirt.

Die „Magd. Ztg.“ schreibt hierüber: „Das Testament Adolf Reichenheims verdient weithin als eine nachahmenswerthe That gerühmt zu werden. Er hat das Beispiel seines Bruders, des früheren Abg. Leonor Reichenheim, nachgeahmt, der ebenfalls in Form von Legaten milde Stiftungen, gemeinnützige Institute, jüdische Waisenhäuser und christliche Arme reich bedachte.“

Magd. b. u. r. g. — Der deutsche Rabbinerverband zählt zur Zeit nahezu 90 Rabbiner; die Abhaltung eines Verbandstages in diesem Jahre hängt von der Anberaumung eines den meisten Mitgliedern gelegenen Ortes und Termines ab.

Frankfurt a. M., 28. Juni. — Die mit so großem Aufwande publicistischer Mittel inscenirte Vereinigung von Gemeindegliedern zur Wahrung der Interessen des orthodoxen Judenthums hat ihre erste Generalversammlung hier am 22. Juni abgehalten. Das vom Rabbiner Dr. Hirsch entworfene Statut wurde einstimmig angenommen. In den aus sechs Mitgliedern bestehenden geschäftsführenden Ausschuss wurde der Rabbiner Dr. Koref in Hanau gewählt, und außerdem noch ein Vorstand von 18 Herren aus den verschiedensten Städten, denen ganz besonders die Propaganda obliegen soll, denn trotz aller Anstrengungen ist es bisher nicht gelungen, der Vereinigung mehr als etwas über taufernd Gemeindeglieder aus ganz Deutschland, ja sogar darüber hinaus, zuzuführen, so daß das bisherige Resultat ein ziemlich klägliches zu nennen ist. (Zsr. W.-Sch.)

Stuttgart. — Unser neuer Kantor, Herr J. Tennenbaum, macht viel von sich reden. Nicht allein, daß er die Andächtigen im Tempel durch seinen herrlichen Gesang und innigen Vortrag entzückt und erbaut, seine gesanglichen Leistungen haben auch anderweit Beachtung gefunden, indem man ihn für den Musentempel zu gewinnen sich ernstlich bemüht. Auf Anregung eines Kunstenthusiasten, Herrn B. Genfeld hier selbst, wurde er in voriger Woche vom Regisseur des hiesigen königl. Hoftheaters besucht und zum Vortrag einiger Arien veranlaßt. Er sang die Arie Nr. 3 „Dies Bildniß ist zaubernd schön“ a. d. „Zauberflöte“, die Arie Nr. 1 aus „Der Barbier von Sevilla“ und die Arie Nr. 15 „Ach so fromm, ach so traut“ aus „Martha.“ Der Regisseur, welcher Herrn Tennenbaum bereits einige Male hatte im Tempel singen hören, war entzückt von den Leistungen des Herrn Tennenbaum und sollte gleichfalls der Gattin desselben für die exakte Be-

gleitung ihres Gatten seine vollste Anerkennung. Am 18. d. Mts. nun, als Herr T. diesen Vorgang längst vergessen hatte, wurde er zum Intendanten Herrn Geh. Hofrath von Werther beschieden, um die bezüglichen Arien — bei geschlossenem Hause — auf der Bühne zu singen. Diese Probe fiel ebenso glänzend aus und trug Herrn T. außer dem Danke und der Anerkennung des Intendanten, unter schmeichelhaften Bedingungen einen Vertrag auf fünf Jahre ein mit steigender Gage von 4500, 5500, 6500, 8000 und 10,000 Mark. Für einen Anfänger ist dieses Anerbieten, welches den Titel eines „Hofopernsängers“ und bald darauf eines Königl. „Kammerfängers“ nach sich ziehen würde, ein überaus großartiges, umso mehr als für Kostüme Ausgaben nicht entstehen. Herr Tennenbaum hat den Antrag aus verschiedenen Gründen zwar abgelehnt, trotzdem ist ihm unter noch größerem Angebot eine Bedenkzeit bis August gelassen worden. Der Entschluß ist gewiß kein leichter und wird wir gespannt, wie Herr Tennenbaum sich entscheiden wird. Jedenfalls legt Herr Kollege T. uns allen große Ehre ein.

Wien. — Der Verein zur Errichtung von Volksküchen nach israelitischem Ritus in Wien hat in abgelassenen Jahre im Ganzen 596,698 Portionen verabreicht. Der Theresienkreuzer-Verein zur Unterstützung armer israelitischer Schulkinder, der isrl. Frauenverein für Armenunterstützung und die isrl. Kinderwahrnaltst dajelbst berichten ebenfalls von guten Resultaten. In der letzteren betrug die durchschnittliche Frequenz 180—200, wovon etwa zwei Drittel an der Mittagkost theilnahmen. Mit der Bewahrnaltst verbunden ist die erste Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen in Wien, welche von 28 Schülerinnen besucht ward, von denen 17 der jüd. Confession angehörten.

Wien, 15. Juni. — Aus Banjaluka (Bosnien) wird hierher gemeldet, daß vorgestern, Sonntag, dort Herr Alfred Wiener, Sohn des bekannten Wiener Banquiers und Präsidenten der Creditanstalt, Eduard Wiener Ritter v. Welten, in einem Duell, eines Frauenzimmers halber, eine tödliche Wunde erhalten und seiner Verletzung bald darauf erlegen ist. Der greise Vater des verunglückten jungen Mannes ist Besitzer eines großen Vermögens. Vor einigen Jahren hat er seine Tochter Anna zur Taufe geführt, damit sie irgend einen Baron heirathen könne. Nun hat er bei Lebzeiten noch den einzigen Sohn, die Freude und die Hoffnung der Eltern, verloren. Leider steht Herr Eduard Wiener, Ritter v. Welten, mit seinen religiösen (?) Anschauungen nicht vereinzelt da, denn die Fälle, in denen jüdische Eltern ihre Töchter zur Taufe führen, um sie dann mit irgend einem „verschuldeten“ Aristokraten verehelichen zu können, damit der hochadelige Schwiegerohn neuen Glanz über die Familie seiner jüdischen Schwiegereltern verbreite, mehren sich zusehends unter unseren jüdischen Geldfürsten, denen heute kein Schwiegersohn mehr zuzagen will, wenn er nicht nachweisen kann, daß seine Ahnen schon zur Zeit der Kreuzzüge — Raubritter gewesen seien!

Kraukau. — Die hiesige Gemeinde beschäftigt sich mit der Verbesserung des Religionsunterrichts an den Volksschulen. Das seit vielen Jahren eingeführte Religionsbuch wurde dem Rabbiner Dr. Duschat zur Einsicht vorgelegt, allein derselbe wies die zahlreichen Irrthümer und Verflöße darin nach. Nun handelt es sich um ein anderes Religionsbuch und Herr Dr. D. empfahl die Bibel im Urtexte und legte einen diesbezüglichen Plan vor. Der Vorstand ist damit nicht einverstanden. Die Zahl guter Religionsbücher ist eben nicht groß, und dann



müßten sie erst in's Polnische übersetzt werden.

**Lodz (Polen).** — Nachdem Herr J. rael R. Poznanski durch Glück und Geschick sich sehr hoch emporgearbeitet hat — er beschäftigt an 4000 Arbeiter in seinen Fabriken — beschloß er auf den Altar der Wohlthätigkeit einen Theil seines Vermögens als Opfer niederzulegen. Er bestimmte eine Summe von 225,000 (Zweihundertfünfundzwanzig Tausend) Rubeln zum Aufbau eines Hospitals für jüdische Kranke, in dem aber auch christliche Kranke Aufnahme finden werden. Am Tag Beamer fand die Grundsteinlegung in feierlicher Weise statt. Zu diesem Akt war der Gouverneur aus Piotrow extra hergekommen; außerdem wohnten denselben die Spitzen der Behörden aus der Stadt und dem Kreise und von Privaten ein sehr distinguirtes Publikum bei.

**Italien.** — Nach dem „Vess. Isr.“ hat der zu Asty verstorbene Giacomo Ottolenghi bedeutende Legate vermacht: einem Asyl für chronische Kranke 10,000 Lire; für das Kinderasyl 10,000 Lire; für 2 jüdische Wohlthätigkeitsanstalten je 1000 Lire Renten; 80,000 Lire, um aus dem Leihause alle Pfänder unter 10 Lire zu lösen; außerdem eine Anzahl Legate von 200—1200 Lire für jüdische, katholische und allgemeine Anstalten.

**Rom, Juni.** — Der gegenwärtige Vizepräsident des Parlaments, Herr Maurogonato zählt zu unsern Glaubensgenossen.

**Venedig, 25. Juni.** — Ein gewisser Jarach Clemente di Felice hatte vor etlichen Jahren den Glauben seiner Väter abgeschworen und war zum Christenthum übergetreten, um ein hiesiges Bürgermädchen heirathen zu können. Vor Kurzem begann er jedoch, ernste Reue über diesen von ihm gemachten Schritt zu fühlen und ließ nun beim hiesigen Oberrabbiner anfragen, ob er ihn wieder in das Judenthum aufnehmen wolle und welchen Ceremonien er sich dabei unterwerfen müssen. Die Antwort unseres hochverehrten Seelsorgers war eine bejahende, der dann auch mit seinem Kollegen, dem Rabbiner Luzzatti das Ceremoniell für die Wiederaufnahme des Verirrtten in den Bund Abraham's festsetzte. Der Convertit erschien nun, wie die Instruction des Rabbinats an ihn lautete, an einem der vergangenen Sabbate vor der Pforte der „Schola grande tedesca (großen deutschen Synagoge)“ hier, gerade in dem Momente der Aushebung der Thora, und ließ den Schames zu sich rufen, dem er dann erklärte, daß er es bitter bereue, vom Judenthume abgefallen zu sein und bat er ihn zugleich, ihm wieder den Eintritt in das Gotteshaus zu gestatten. Mit Genehmigung des Oberrabbiners wurde der Convertit vor die heilige Bundeslade geführt, wo er nun öffentlich erklären mußte, daß er aus vollem Herzen und ohne jeglichen Hintergedanken wieder zum Glauben seiner Väter zurückkehren wolle, worauf der Oberrabbiner einige ermahnende Worte an ihn richtete und ihm schließlich den Segen der Priester erteilte. Der Neubekehrte wurde dann sogleich zur Thora gerufen, wo er es an Geldspenden für unsere Wohlthätigkeitsanstalten nicht fehlen ließ. Die Frau des Convertiten ist schon vor längerer Zeit gestorben und so wird derselbe jetzt eine Glaubensgenossen als Gattin heimführen können.

**Saloniki (Türkei), 3. Juni.** — Das hier bestehende jüdische Bank- und Großhandlungshaus „Matini Freres“ hat den von den türkischen Truppen hier hergebrachten griechischen Kriegsgefangenen tausend Pakete Cigaretten als Geschenk zukommen lassen.

### Weiseids-Beschlüsse.

#### Frauen-Wohlthätigkeitsverein No. 1.

Indem es der allmächtigen Vorsehung in ihrer weisen und gerechten Verordnung gefallen hat, unsere geliebte Vereinschwester

#### Frau Rosa Simon

nach langem schmerzvollen Leiden durch den Tod zu erlösen und dadurch unser Verein ein ehrenwerthes Mitglied, ihr Gatte eine treue, liebende Lebensgefährtin, deren Kinder eine sich aufopfernde Mutter, und die menschliche Gesellschaft ein rechtschaffenes und nützliches Glied verlor, so sei es

Beschlossen, daß wir das Andenken der Schwester Simon in unserer Mitte stets aufrecht erhalten werden.

Beschlossen, daß wir den Hinterbliebenen unsere tiefste Trauer und Sympathie zu erkennen geben.

Beschlossen, eine Abschrift davon den Hinterbliebenen zu überreichen und dieses in der „Deborah“ und im „Israelite“ zu veröffentlichen.

Sarah Oppenheimer, Präz.  
Bertha Isenberg, Sekr.

Louisville, Ky.

### Resolution

beim Ableben der

Auguste M. Elkin.

Ohne Unterschied und unparteilich rafft der Tod Reiche und Arme, Junge und Alte hinweg. So endete auch der Todesengel das irdische Dasein unserer geliebten Schwester

#### Augusta M. Elkin

in der Mitte ihres besten Wirkens. Wenn auch die allweise Vorsehung fehlerlos ist, können wir doch nicht umhin, dieses Scheiden der Verstorbenen tief zu betrauern und zu bejammern, wenn wir erwägen, wie sehr sie eine gute Gattin und Mutter, eine gemüthsvolle Freundin und ein thatenreiches Mitglied unseres Wohlthätigkeits-Vereins war.

Wir theilen daher die Trauer mit ihrem schwerbetroffenen Gatten, ihren leidenden Kindern und den andern trauernden Verwandten.

Zu den Zeichen unserer Liebe und Achtung für die betrauerte Gattin haben wir diese Resolution in unserer Versammlung beschlossen, und ferner beschlossen, davon ein gedrucktes Exemplar der Familie unserer verstorbenen Schwester einzuhandigen.

#### Israelitischer

#### Frauen-Wohlthätigkeits-Verein.

Jennie Eßlinger, Präz.

Charlotte Kronenberger, Sekr.

Evansville, Ind., 23. Juli 1886.

Jeder der in Gegenden, wo Sumpfrankheiten herrschen, lebt oder reist, sollte Ayer's Ague-Cure zu seinem steten Gefährten machen. Alle solche Personen sollten es stets bei der Hand haben, um es als Schutzmittel, und in Krankheitsfällen als Heilmittel zu gebrauchen. Es wirkt mit Sicherheit, ohne Schaden zu bringen, und ist das beste Heilmittel gegen Sumpfrankheiten.

### Großes Gesellschafts-Picnic,

gegeben von den

### Toehtern Israels

—im—

### Bellevue-House.

Mittwoch, 28. Juli 1886.

Tickets 25 Cts.

Gute Musik

## Hall's Vegetabilischer Haar-Erneuerer

ist ein medizinisches Präparat, und zugleich ein reinlicher und eleganter Toiletten-Artikel. Er wirkt wohltuend auf die Kopfhaut ein, giebt den Haaren, aus denen das Haar hervorstößt, Nahrung, und wandelt dünnes und trockenes Haar in dickes, weiches und kräftiges um. Haare, die durch Alter und Krankheit erbleicht sind, erlangen dadurch ihre jugendliche Farbe wieder; auch lindert und heilt er das Jucken, das durch böse Gäfte in der Kopfhaut verursacht wird. Dr. George Gray von Nashua, N. H., schreibt: „Mit Vergnügen bezeuge ich, welche wundervolle Erfolge von Hall's Vegetabilischem Sicilianischem Haar-Erneuerer ich in vielen Fällen beobachtet habe. Er stellt mit Sicherheit die jugendliche Farbe des Haares wieder her. Er reinigt den Kopf von Schiefen, und macht das Haar weich, glänzend und schön.“ F. T. Sandhein, 1010 Spruce St., Philadelphia, Pa., schreibt: „Nachdem ich vergeblich eine Anzahl von Präparaten angewandt, um das Ausfallen meiner Haare zu verhindern, und bemerkte, daß ich rasch kahl wurde, verjüchte ich als letztes Hilfsmittel Hall's Haar-Erneuerer. Ich habe nur vier Flaschen davon gebraucht, und bin sehr überzeugt, daß er das beste Präparat ist, das man finden kann, um das Ausfallen des Haares zu verhindern, die Haarrinzeln zu kräftigen und neues Wachsthum hervorzurufen.“

### Buckingham's

## Bart-Beize

ist allen zu empfehlen, die Veranlassung haben, ihren Bart zu färben. Sie verwandelt einen grauen, erbleichten oder blonden Bart in einen schönen braunen oder schwarzen, wie man ihn eben wünscht. Die dadurch hervorgerufene Farbe sieht natürlich aus und ist von Dauer. Man kann ihn nicht auswischen, er enthält keine zerstörenden Bestandtheile, und ist billig, zuverlässig, bequem in der Anwendung und wirksam.

Bereitet von

A. C. Hall & Co., Nashua, N. H.,  
U. S. v. A.

In allen Apotheken zu haben.

Ein schöne Haut gereicht zur steten Freude:

DR. T. FELIX GOUBAUD'S  
ORIENTAL CREAM, OR MAGICAL BEAUTIFIER



entfernt Gebräuntheit, Haut-Bläschen (Pimples), Sommerprossen, Mottenplage, sowie alle die Schönheit entstellenden Flecken; ist nicht wahrzunehmen! Es hat eine 20-jährige Probe bestanden u. ist durchaus ungefährlich, wie dies aus dem Umstande hervor geht, daß wir es versuchen, um zu sehen, ob die Zubereitung eine richtige ist. Man nehme keinen gefälschten mit ähnlichem Namen versehenen Artikel. Der berühmte Dr. A. A. Sabre sagte zu einer Dame des hiesigen (eigenen Patienten): „Da Damen derartige Präparate heiligen, so muß ich als das ungefährliche aller Hautpräparate Dr. Goubaud's Cream“ empfehlen.“ Eine Flasche reicht bei alltäglichem Gebrauche, sechs Monate hin. Ebenso entfernt verfeinertes Pulver (Poudre Subtile) überflüssiges Haar ohne dabei die Haut zu beschädigen.

Mad. M. B. T. Goubaud, Haupt-Verkäuferin, 48 Bond-Strasse, N. Y.  
Zum Verkaufe in allen Apotheken und Parfümerieläden der Ver. Staaten, Canada's und Europa's. Man sehe sich vor Nachahmungen vor. \$1000 Belohnung für die Verhaftung und den Nachweis, daß irgend Jemand solche verkauft.

## E. R. Schelliger,

Lehrer der alten und neueren Sprachen,

421 Ost 117. Straße,

New York:

ist bereit, einige Knaben zur Erziehung bei sich aufzunehmen.

Geistige und körperliche Pflege, liebevolle Behandlung und tüchtiger Unterricht werden zugesichert.

Darf sich auf Dr. J. M. Wise in Cincinnati und viele tonangebende Familien New Yorks beziehen.

## G. Singer in Triest

empfiehlt zu endstehenden Preisen gegen Vereinsendung d. Betrages

### אתרוגים, לולבים, הדסים

in fehlerfreier runder Waare unter Aufsicht Sr. Ehrwürden, des Oberrabbiners Raffaele S. Melli-Triest:

1 bis 3 Doll. per Stück (allerfeinste gewählte),

12 Doll. per 25 Stück (Parade, allerfeinste),

5 Doll. per 25 Stück, ארתורים

1 Doll. per 100 Stück, הדסים, לולבים, אתרוגים

**Hämorrhoiden.** Sofortige Erleichterung. Rollte wieder. Keine Salbe oder sonstige Medizin. Leidende können von einem einfachen Heilmittel hören, gratis, wenn sie sich an C. J. MASON, 78 Nassau Str., N. Y., wenden.

## Frankfurt a. M.

Schönste Lage Deutschlands

Israelitisches Mädchenpensionat

— von —  
DR. JOS. FIEBERMANN.

Prospecte zu haben in diesem Bureau.

Sieben erschienen:

Isaak Markus Post  
und seine Freunde.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Gegenwart.

Von

H. Zirndorf.

Mit dem Bildnisse Post's.

250 Seiten 8. Stark broschirt \$1.00.  
Leinwandband \$1.25.

Aufträge werden entgegengenommen und prompt effectuirt von

## Hochzeits-Einladungen

in der künstlichsten Weise gravirt und gedruckt, zu billigen Preisen.

Bestellungen von allen Theilen der Ver. Staaten entgegengenommen, und erhalten dieselben die beste und prompteste Bedienung.

Mustern von Einladungen mit Preisangabe werden auf Anfragen versandt.

Man adressire

The BLOCH Pub. & Print. Co  
CINCINNATI, O.

## פרי תורה

## 2 Sefer Thoras

sind sehr billig zu verkaufen. Wegen

Näherem wende man sich an

The Bloch Publ. & Print. Co

## לוחות

## Neue „Luchs“

(Hebräische Kalender)

für das Jahr 5647,

vom

30. Sept. 1886 — 18. Sept. 1887.

Sieben erschienen

werden einzeln für 6 Cents (in drei 2 Cents-Postmarken) frei versandt von der

Bloch Publ. and Print. Co.